

INTERVIEW MIT PROF. DR. NIKOLINA BURNEVA

Institut für Germanistik und Niederlandistik (VTU): Unsere erste Frage bezieht sich auf Ihre eigene Studienzeit – war die Wahl der Studienrichtung Germanistik eine bewusste Entscheidung und was für eine Studentin waren Sie eigentlich?

N.B.: Mehr oder weniger war ich schon mit der Aufnahme ins Goethe-Gymnasium Burgas (vormals Wilhelm-Pieck-Gymnasium) zum germanistischen Diskurs bestimmt. Als Absolventin wäre ich der starken Zusprache meiner Mathematiklehrerin fast erlegen, eben Mathe zu studieren, doch habe ich, obwohl Tochter eines sehr guten Mathematikers, meine nur mittelmäßige Begabung befürchtet. So habe ich, zur stolzen Freude meiner Mutter und ersten, sehr anspruchsvollen Deutschlehrerin, die 10:1 Konkurrenz bei den Aufnahmeklausuren an der St.-Kliment-Ochridski-Universität bestanden und wurde Germanistin.

Die ersten vier Semester an der Uni Sofia habe ich mich meistens gelangweilt, weil die Anforderungen in den überwiegend sprachpraktischen Kursen weit hinter denen am deutschen Gymnasium zurücklagen. Als wir aber zu den Professorinnen in den Unterricht gingen, wurde das Leben ernst und intellektuell zufriedenstellend. Morphologie bei Zdravka Metschkova, Syntax bei Tekla Sugareva, Geschichte der deutschen Sprache bei Boyan Dzhonov sind mir als eine Reihe von Entdeckungsreisen in Erinnerung geblieben. Mir fielen wahrlich Schuppen von den Augen, als mir Reflexionen über Struktur und sprachphilosophische Aspekte der Sprache nahegelegt wurden. Sie gaben mir auch die theoretische Grundlage für die Beschäftigungen mit belletristischen Texten, die mir seit eh am Herzen lagen. Parallel dazu kamen die professionellen Anleitungen zur eigentlichen Materie von Bogdan Mirtchev, Bozhidara Deliivanova und Nadezhda Dakova-Aksentieva, die mich – jede/r in einer individuell anderen Manier, tatsächlich auf meinen künftigen Beruf vorbereitet haben.

Eine sehr brave Studentin war ich aber nicht. Schon im vierten Semester wäre ich fast von der Uni geflogen, weil ich den „Unterricht“ in Sport (um 07:15 morgens!!!) immerzu verschief, und auch die soziologisch und psychologisch ausgerichteten Fächer habe ich als überflüssiges Zeug eher ausgestanden als vertieft studiert. Erst als junge Assistentin kam ich dahinter, was für Wissensberge mir da verschwiegen worden waren, so dass ich den großen Nachholbedarf autodidaktisch und nur fragmentarisch decken konnte... Ansonsten war ich lebenshungrig, was sich allerdings bei kaum vorhandenen Unterhaltungsangeboten lediglich in Freundeskreisen eher ungenügend ausleben ließ.

Und dennoch: der Ort meines Studiums war nicht nur die Alma Mater, sondern die Hauptstadt Sofia – nach meinem Burgas eine Großstadt mit vielen Zentren, mit Abstand besserem kulturellem Programm. Man stand zwar Schlange zu jedem Monatsbeginn, um eventuell zwei Eintrittskarten zu ergattern, aber dann... die guten Aufführungen, die anregenden Konzerte im „Bulgaria“-Saal, die Gastrollen an der Oper... Na ja – und die Feten mit knappem Menu und viel Leidenschaft.

Summa: Es war eine wunderbare Zeit, mehrere Freunde von damals sind heute noch meine Vertrauensleute, in vielen Seilschaften von damals halfen wir uns auch später gegenseitig. Der Schmelz dieser Jahre sitzt mir noch in den Adern, bei allem Bewusstsein, dass es eine doch zurecht gestutzte Jugend war, mit sehr vielen Einschränkungen und vorgeschriebenen Grenzen. So entwickelten wir beides: eine Kultur der Selbstbeschneidung und zugleich den draufgängerischen Trotz, der eingespannt wurde, sobald die Umwelt eine Aussicht auf persönlichen Erfolg zuließ.

Institut für Germanistik und Niederlandistik (VTU): Hatten Sie bereits während des Studiums Pläne, in die Wissenschaft zu gehen?

N.B.: Definitiv ja. Ich bin Lehrerkind, mein Zuhause war der Ort eines immer währenden pädagogischen Rates. Ich habe da als peripher Zuhörende sehr viel von den Eltern gelernt, vielleicht deswegen empfand ich später auf der Uni Didaktik wie Pädagogik eher als oberflächliche und papierne Fächer. Aber ich wollte darüber hinaus, ich wollte nicht mit heranwachsenden Jungs und Mädels, ich wollte mit Erwachsenen auf gleicher Augenhöhe kommunizieren.

Institut für Germanistik und Niederlandistik (VTU): Worin bestehen die größten Unterschiede zwischen dem akademischen Lehrbetrieb bzw. Alltag damals und heute Ihrer Meinung nach? War das Verhältnis zwischen Lehrenden und Studierenden zu Ihrer Studienzzeit anders als heute?

N.B.: Da bin ich überfragt. Habe nie nähere, private Beziehungen zu meinen Hochschullehrer/-innen gehabt. Zu vielen von ihnen bestand eine herzliche Sympathie auf Grund gegenseitiger Hochachtung. Und diejenigen, die mich professionell nicht überzeugten, habe ich einfach mit höflicher Akzeptanz als vorübergehende Faktoren in meinem Leben angesehen. Da ich leicht lernte, wurde ich fast ausschließlich und von allen als unproblematisch wahrgenommen.

Eine ähnliche Beziehung habe ich auch als Dozentin mit meinen Studierenden gehabt, denke ich. Selbstverständlich waren mir die geistig beweglichen viel lieber als die folgsamen. Aber ich habe mich relativ früh damit abgefunden, dass nicht sämtliche Studierenden unbedingt meine leidenschaftliche Beziehung zum Fach haben. Und das ist eine sehr gesunde Einstellung, welche die Dozent/-innen vor der Versuchung verwahrt, die weniger erfolgreichen Studierenden als intellektuell beschränkt zu disqualifizieren.

Was die Beziehung „damals – heute“ betrifft: Die Grenze würde ich irgendwo Ende der 1990er Jahre setzen. Und mit der durch unseren EU-Beitritt (2007) bewirkte, so erfreuliche Mobilität junger Menschen wurde die Grenze zwischen dem Damals

und dem Heute noch schärfer gezogen (und schmerzlicher empfunden). Denn der Pendel im Weltbild der Wähler/-innen in Bulgarien schlug immerzu vom einen Ende der politischen Skala zum entgegengesetzten, und das ergab eine dermaßen schockartige Inkonsequenz im öffentlichen Leben, dass „heute“ (d.h. seit etwa fünfzehn Jahren) jeder junge Mensch, der es ernst und verantwortungsbewusst mit seinem Leben meint, nur zusieht, dieses fast hysterische soziale Klima hier zu verlassen. Die *brain-drain* ist zur Tradition geworden. Sie ist fatal, denn die bulgarischen Universitäten haben sich zu faulen Kompromissen genötigt gesehen: praktisch ist die Numerus clausus fast überall aufgegeben worden, die theoretischen Fächer werden so gut wie nicht in der gehörenden Tiefe dargestellt, der Ruf nach praktischer Ausrichtung des Hochschulwesens ist schwer zu realisieren, weil die Industrie – anders, als etwa in Deutschland oder Österreich – nicht bereit ist, in Bildungsinstitutionen zu investieren.

Diese Mängel prägen das Profil des/der durchschnittlichen Studierenden heute. Er/sie ist Otto Normalverbraucher in seinen Ansprüchen, aber das dialektische Prinzip von „Nehmen und Geben“ haben die meisten weder zu Hause, noch auf der Schule vermittelt bekommen. Daraus werden mindestens zwei Generationen unglückliche, desorientierte Menschen aufwachsen – ohne Causa, ohne Zielsetzung, ohne Selbstkontrolle und Fachkompetenzen.

Andererseits: Solche Generalisierungen sind selbstverständlich falsch, weil ungerecht. Meine Erfahrung zeigt, dass es in jeder Studentengruppe einige Menschen gibt, für die es sich lohnt, die Vorlesung ordentlich vorzubereiten und anzubieten, sich korrekt zu verhalten und Achtung zu zeigen für jedes offene Ohr. So bin ich auch „heute“ immer wohl gelaunt in den Unterricht gegangen, ja gelegentlich gehe ich in den Unterricht mit dem schönen Gefühl, nunmehr den ganzen ärgerlichen Kram im Betrieb zur Seite zu schieben, um meine eigentliche Bestimmung zu realisieren.

Institut für Germanistik und Niederlandistik (VTU): Wie sehen Sie die Rolle des Staates für die Förderung von Lehre und Wissenschaft – Raben- oder Helikoptermutter?

N.B.: Weder, noch. Außerdem müssten wir den Begriff präzisieren – sowohl in geopolitischer, als auch in kulturhistorischer Hinsicht. Ein deutschsprachiger Staat gleicht nicht ganz dem anderen, ein Bulgarien (vor 1989) gleicht nicht dem Bulgarien zum Millennium und schon gar nicht dem Land in der Covid19- und Institutionen-Krise von heute.

In geopolitischer Hinsicht kann ich von Glück sprechen. Ich und meine Altersgenossen sind im so genannten „Soz.“ aufgewachsen – erst mit der Aussicht auf die Ankunft des Kommunismus um 1980, dann mit der Einsicht in die Unverrückbarkeit der verfassungsrechtlich abgesicherten Verhältnisse; um dann fast urplötzlich aus der sich als immer während gebenden, so bequem verschlafenen und übersichtlichen Stagnation in die Turbulenzen der „Wenden“ geschleudert zu werden. Wir durften den Werdegang der Geschichte in euphorischen Aufschwüngen erleben und für kurz

mitgestalten, aber auch – leider sehr bald und sehr gründlich – eine nach der anderen unsere Illusionen aufgeben und die Utopien vom Selbstbestimmungsrecht der Völker verabschieden. Damit ist auch die Stellung des Staates in der Verwaltung des öffentlichen Lebens und des gesellschaftlichen Fortschritts erschüttert worden. Deshalb brauchen wir unsere Studierenden heute nicht schelten, dass sie häufig so ahnungslos und verloren erscheinen. „Der Staat“ ist heute eine fragwürdige Formation geworden, zumal er von Beamten- und Angestellten-Apparaten gestützt wird, die nicht immer die nötige berufliche Erfahrung haben... Wir Bulgar/-innen sind geneigt, nur auf unser Land zu starren, aber wenn man über den eigenen Tellerrand guckt, wird man recht viele und global wirksame Unstimmigkeiten wahrnehmen. Der Spruch vom „neuen Normalen“ visiert eben diese Veränderungen im Weltbild, die bei allen geopolitischen Unterschieden zwischen den Ländern die Erwartung von Unerwartetem gemeinsam haben.

Im Binnenland vollzogen unsere staatlichen Universitäten den langwierigen Übergang von einem sehr straff geregelten System mit darin klar bestimmten Leistungen und Funktionen zu einer Menge von autonom selbstreflexiven juristischen Subjekten, die nicht mehr unifizierbar waren. „Der Staat“ kann sich der vom „Soz.“ eingeübten Kontrollfunktion nicht mehr effektiv annehmen, da die „damals“ nur zwei Universitäten mit germanistischen Studiengängen (in Sofia und in Veliko Tarnovo) auf der Landkarte von „heute“ fast unsichtbar geworden sind, überwuchert von -zig Neugründungen, die mit moderner motiviertem Personal und beweglicherem Verwaltungsapparat oft viel erfolgreicher sind in der Anwerbung von Studienkandidat/-innen.

Von wegen „Helikoptermutter“. Zwar ist im Bulgarischen „Staat“ grammatikalisch weiblich, aber selbst zur Zeit der Aufklärung und der Bulgarischen Wiedergeburt war die vaterländische Figur der „Mati Bulgaria“ diskursiv nur indirekt mit dem Bildungswesen verbunden. Die Finanzierung durch den Staat ist nie ausreichend gewesen und es wird dabei bleiben. Den Universitäten ist die Qual der Wahl auferlegt – die Freiheit zur Selbstbestimmung der eigenen Politik hinsichtlich des Personals auf allen Ebenen der Administration und des akademischen Staffs ist mit großer Vorsicht zu genießen bzw. auszureizen. Denn die Versuchung Ausgaben zu kürzen, ist verbunden mit der Gefahr der Ausblutung und sich verstärkenden Bedeutungslosigkeit.

Was der Staat in Bulgarien zurzeit erreicht hat, ist zweierlei: Die Finanzierung der Studiengänge an die Anzahl der immatrikulierten (aber auch der absolvierten!) Studierenden zu eichen und die Finanzierung der wissenschaftlichen Forschungen von der Projektarbeit abhängig zu machen. Das System ist noch sehr verbesserungsbedürftig. Das Positive ist aus meiner Sicht, dass die Selbstverständlichkeit der gleichmäßig verteilten Unterbezahlung der akademischen Kräfte zumindest in Ansätzen erschüttert worden ist und sich langsam die Einsicht einstellt, dass Finanzierung eine Funktion der Leistung ist (was für viele unserer Leser/-innen, die nicht von der systemischen Unifizierung der Individuen berührt worden sind, eigentlich selbstverständlich ist). Ich möchte hoffen, dass auch der international sich zeigende

Trend der letzten Jahre, endlich mal die „Lehrerperson“ ins Zentrum der bildungspolitischen Reflexionen und Praktiken zu rücken, noch einige Zeit anhalten wird, um dem Beruf „Ausbilder“ auf egal welcher Stufe wieder zu einigem Ansehen zu verhelfen und den Abgang fast jedes/jeder begabten Studierenden von der Branche etwas aufhält. Jetzt sind die Universitäten dran, der Versuchung zum „Kaputtsparen“ nicht (ganz) zu erliegen und bedacht vorzugehen, um sich nicht – taktisch selbstbewusst und strategisch kurzsichtig – auf der Rangliste der Universitäten herunterzuarbeiten. Nicht von ungefähr ist mit „Alma Mater“ seit eh eben die Universität und nicht der Staat gemeint.

Weil wir – die Herausgeberinnen, Autor/-innen, die Interviewte und unsere verehrten Leser/-innen – meist in der Philologie unsere akademische Wahlheimat gefunden haben, gebe ich ein Beispiel aus dem bulgarischen Areal der Branche: Im ganzen „sozialistischen Lager“ gab es eine Hyperproduktion an Russist/-innen. In Bulgarien entließ die Germanistik an beiden akademischen Standorten Sofia und Veliko Tarnovo jährlich knapp hundert Absolvent/-innen. 1985 verlautete es vom Ministerium, dass dies zu viel wäre angesichts der globalen Verbreitung der englischen Sprache und entzog unserer Universität den Ausbildungsauftrag für die deutsche und die französische Philologien. So verblieb landesweit den beachtlich gut vorbereiteten Abiturient/-innen aus den Fremdsprachengymnasien des Landes der einzige Weg in die Sofioter Universität, wo die Numerus clausus auf etwa 40 Stellen festgelegt wurde. Veliko Tarnovo wurde barmherzig beauftragt, den pädagogischen Studiengang „Bulgarisch und Deutsch“ zu entwickeln mit vorgeschriebenem Immatrikulationslimit von sage und schreibe 34 Studienplätzen. Mit dieser Novelle entgingen in der Zeit von 1985–1990 etwa 150 Germanist/-innen. Nach der „Wende“ 1989 und im Zuge der sich rasant entwickelnden Beziehungen zum „Westen“ klaffte auf dem Arbeitsmarkt das schwarze Loch auf, das alle jungen Menschen aufsaugte, die halbwegs deutsch oder französisch sprachen. Russisch wollte keiner auf keinen Fall mehr studieren, dagegen wuchsen germanistische Institute wie Pilze aus dem Boden, landesweit. Und das nicht etwa dank des Staates oder wider staatlichen Vorgaben. Mit der Hochschulnovelle, die den Universitäten eine selbstbestimmte Politik erlaubte, hatte sich der Staat – m.E. auf viel zu lange Zeit – aus der Fürsorge für das Bildungssystem quasi herausgenommen. Heute ist das in etwa aufge bessert, aber ich neige zur These, dass es eine recht verspätete Kampagne ist. Denn mittlerweile bestimmen die inter- und transnationalen Handelsbeziehungen mit dem daraus sich ableitenden Arbeitsmarkt das Bildungswesen und nicht mehr die Politik, die sich in internen Grabenkriegen verzettelt und herausgibt.

Um dies am obigen Beispiel auszuführen: um 2010 etwa war das Interesse an den Fremdsprachen in unserem Land wieder anders. Der Anteil russischer Tourist/-innen am Unterhaltungs- und Tourismusmarkt wurde intensiviert, womit auch die Sprache zur wichtigen Voraussetzung für die Anstellung des Personals im Kulturmanagement, Fachhandel, Hotel- und Gaststättengewerbe etc. wurde. Deutsch

dagegen rutscht immer mehr ab von der einst ersten Stelle der Fremdsprachen in Bulgarien auf bestenfalls zweite Position und momentan wird sogar weniger als Spanisch und Chinesisch gefragt. Andererseits: Immer noch gelten das Konstantin-Galabov-Gymnasium in Sofia, das Fremdsprachengymnasium „Exarch Josef I.“ in Lovech, das Goethe-Gymnasium in Burgas als gut ausgebaute, traditionsreiche Standorte der multilingualen Ausbildung. Doch die wenigsten Absolventen streben die philologische Graduiertenqualifikation an. Das ist keine vom Staat kontrollierte Fluktuation, sondern der sehr komplexe Vorgang kultureller Akzentverschiebungen, wie wir sie aus der europäischen Geschichte seit Jahrhunderten kennen.

Aus meiner Sicht ist momentan kein Staat stark und belastbar genug, um das Bildungswesen besonders wirkungsvoll zu beeinflussen. Dafür ist die Selbstverwaltung der Universitäten ein wichtiger Faktor, der zugleich vielen unterschwelligen, nicht immer akademisch ertragreichen Einflüssen unterliegen kann. Das ist m.E. der Hebel, wo man ansetzen sollte, um etwas zu verändern und positive Effekte für seine Universität und für das Bildungssystem im Land zu erzielen.

Zum zweiten Teil der Frage – die nach der Forschung. Meine Erfahrung ist, dass der wichtigste Faktor für erfolgreiche Forschung das wissenschaftliche Personal selbst ist – ob als Kollektiv oder als Individuum. Wissenschaft ist auch Geschäft, und das gilt auch für die „brotlosen“ Geisteswissenschaften. Wir haben noch nicht gelernt, dass man gezielt in seine Forschungen investieren muss – nicht nur Zeit und Mühe, sondern auch Geld. Von jedem eingezogenen Honorar gehört ein selbstaufgelegter Prozentsatz abgezogen und auf die hohe Kante gelegt, in die persönliche Forscher-Kasse. Es ist utopisch zu erwarten, dass der Staat, ein Fonds bzw. Stiftungen, Doktorväter oder sonst jemand aus der sozialen Umwelt verpflichtet wäre, immerzu in einen zu investieren. Das wäre zwar sehr schön, kann und wird aber nicht funktionieren.

Institut für Germanistik und Niederlandistik (VTU): Welche waren die größten Herausforderungen während Ihrer Lehrtätigkeit und wissenschaftlichen Laufbahn an der Universität Veliko Tarnovo?

N.B.: Das Widerstreben der oberen Etagen der akademischen Verwaltung, die so genannten „westlichen“ Philologien zu unterstützen. Das war nur zu Beginn meiner Arbeit an der Uni anders – damals wollte sich die vormals pädagogische Fachhochschule zur Universität emporreformieren, und man nahm jeden Fachkollegen in Deutsch, Französisch oder Englisch freudig und freundlich auf. Bald darauf zeigte sich aber eine gewisse Angst vor Überfremdung, und die nicht immer gute Auswahl des für das Auslandsamt zuständigen Prorektors kompromittierte häufig unsere Bemühungen um den Ausbau der Studiengänge und des Impact Faktors der fremdsprachlichen Institute.

Institut für Germanistik und Niederlandistik (VTU): Sie waren jahrelang Institutsvorständin und Prodekanin der Philologischen Fakultät in einer Umbruchszeit. Wie würden Sie da Ihre Rolle einschätzen?

N.B.: Auf Mesoebene hatten wir die Chance, die sehr guten Bedingungen in den 1990er Jahren zu nutzen. Die leitenden Positionen in der Philologischen Fakultät waren sehr gut besetzt. Das sachverständige Dekanat kooperierte intensiv mit den jungen, ambitionierten Institutsleiter/-innen, um die Wende zu erreichen, die Jahrzehnte lang die Fakultät getragen hat – durch die Wiederherstellung der deutschen und der französischen Philologie und die Einführung der Angewandten Linguistik als Studiengang mit zwei Fremdsprachen wurde hier die größte und bestens strukturierte philologische Fakultät des Landes (wieder)hergestellt. Es wurden fast 20 Fremdsprachen angeboten, spezialisierte Fachbibliotheken, die als Kulturzentren der jeweiligen Länder wurden mit der großzügigen Unterstützung dieser Länder aufgebaut, so dass ihre Bibliotheken einen beachtenswerten Bücherbestand besitzen. Die Gastlektorate wurden mit sehr gut vorbereiteten Lektor/-innen besetzt. Das hat natürlich das Personal eine Unmenge von Überstunden und kilometerweise kaputte Neuronen gekostet. Aber es war eine Causa, die den vollen Einsatz verdiente.

Mit 34 Jahren war ich damals die jüngste Habilitierte an unserer Uni. Es war ein Glück, dass mir nicht ganz bewusst war, wie dies manche Leute verstörte. Auch beherrschte ich den akademischen Stil zu kommunizieren nicht, ich empfand ihn als stocksteif und reagierte unvermittelt und in meinem geliebten Klartext. Das ergab anfangs einige Missverständnisse, und weil ich 13 Jahre lang als kleine Assistentin kaum über die Grenzen des germanistischen Instituts hinaus zur aktiven Mitwirkung herangezogen worden war, erschien ich vermutlich vielen älteren Kollegen suspekt. Ich für mein Teil kam aus dem Staunen nicht heraus, was für Tiefenstrukturen unter den alltäglich stereotypen Beziehungen unter Kolleg/-innen lagen. Mit der Zeit hat sich das gelegt. Ich habe mich des überflüssigen Teils meiner Naivität entledigt, die Umwelt überzeugte sich, dass ich selbstlos und sehr engagiert wie fachkundig und unvoreingenommen arbeite. So dass ich zufrieden auf etwa fünfzehn Jahre administrative Mitarbeit zurückblicken kann. Ich war Prodekanin für die Lehre und habe somit hauptsächlich an der Erarbeitung der Lehrpläne für die neuen Studiengänge – die Angewandte Linguistik und die Bücher- und Bibliothekskunde aktiv teilgenommen. Diese Pläne waren in ihrer konzeptuellen Verfassung bis vor drei Jahren im Umsatz. Ansonsten war jede Menge des so genannten Kleinkrams, der keine besonderen intellektuellen Leistungen benötigte, aber doch guten Willen und einige Flexibilität, um nicht standardmäßige Lösungen für Probleme von Studierenden und Dozent/-innen zu finden, die nicht gegen die Standards verstoßen. Den Spagat zwischen undogmatischer Problemlösung und ethischer bzw. normativer Redlichkeit zu schaffen, habe ich in dieser Zeit gelernt.

Institut für Germanistik und Niederlandistik (VTU): Welche sind die besonderen persönlichen Highlights in Ihrer 40-jährigen Karriere als Germanistin?

N.B.: Eine 42-jährige, genauer gesagt. (Meine erste Anstellung ist vom 4. November 1977.)

Das ist eine sehr schöne Frage, und würde ich mich gehen lassen, könnte ich zu dem Thema einen Band mit Memoiren füllen. Deshalb beschließe ich, hier zum Staccato-Stil überzugehen. Die lichten Momente in meinem beruflichen Leben wären also (in Auswahl):

- Die Freude auf den Unterricht in einem Auditorium, in dem ein paar gute Heranwachsende meinen Worten folgen und sich in die darzustellende Thematik hineinlocken lassen, und dann, nach dem Unterricht – die freudige Selbstbestätigung, dass ich gut bin, aber noch besser werden kann; die Lust, diese Studierenden in ihrer Metamorphose von fast Kind zum jungen Menschen zu beobachten – ein Wunder, das sich in diesen vier entscheidenden Jahren vollzieht;

- Das Glück, unter der Leitung von Herrn Prof. Dr. Pavel Borissevich, aber auch später, als meine Generation vier weitere Lehrstuhlleiterinnen gestiftet hat, an einem sehr gut besetzten Institut gearbeitet zu haben, wo in den besten Jahren fast dreißig Mitarbeiter mit jeweils unterschiedlichem persönlichem Profil es schafften, ohne offene Fehden und laute Skandale ein gutes Arbeitsklima zu pflegen und immer zur professionellen Kooperation und gegenseitigen Achtung bereit waren;

- Die Freude über die überzeugenden Anfänge unseres wissenschaftlichen Nachwuchses von „damals“, dem wir „heute“ die nicht leichter gewordene Sache „VTU ist auch germanistischer Standort“ als Staffel übergeben haben;

- Die vielen Gespräche mit den DAAD- und ÖAD-Gastlektoren – die unvergesslichen Siegrid Berka, Yvon Katzenberger, Jutta Sommerbauer, Michael Meznik...;

- Die Möglichkeit, an germanistischen Instituten im europäischen Ausland vollständige Kurse mit Abschluss anzubieten, wobei ich so viele interkulturelle Anregungen empfang und so angenehme, amüsante und geistreiche Kolleginnen und Kollegen zu meinen Freunden wurden;

- Meine Jahre in Köln als DAAD- und Humboldt-Stipendiatin mit so engen Kontakten zu Fachkolleg/-innen und Studierenden, die mich geradezu umgekrempt haben;

- Sehr viele, verschiedene wissenschaftliche Konferenzen, einschließlich die Weltkongresse der Internationalen Vereinigung der Germanisten in Göttingen, Vancouver, Warschau und Shanghai;

- Das Entgegenkommen der viertausendköpfigen Goethe-Gesellschaft in Weimar, mich in den Vorstand zu wählen, und das Vertrauen des Vorstands, mir mehrfach die Moderation von Sektionssitzungen und Podium-Gesprächen anzuvertrauen;

- Die Begegnungen der Germanisten in Bulgarien, die uns auf mehreren Konferenzen gelungen ist, zu allgemeiner Freude und gutem kollegialen Austausch;

• Die Mitarbeit an den von Frau Dr. Annegret Middeke mit so viel Elan und Durchsetzungsvermögen realisierten IDIAL-Projekte, an denen zehn europäische Teams in engster Zusammenarbeit und toller Freizeitgestaltung sich kennen und schätzen lernten.

Und vieles andere mehr.

Fast alles habe ich mit Herzensblut gemacht, oder es eben gar nicht angefasst. Habe gern und neugierig die Herausforderungen aufgegriffen, wenn ich vom guten Willen der Anderen überzeugt war. Es hat sich meistens auch gelohnt. Wenn ich aber merkte, dass sich jemand aufs Ohr legte und egozentrisch sich nur von den Anderen bedienen ließ oder überheblich gegenüber den Untergesetzten auftrat, zog ich mich zurück. Denn nach wie vor bin ich überzeugt, dass man nur dann eine sozial intakte Umwelt verdient, wenn man sich selber dafür einsetzt.

Institut für Germanistik und Niederlandistik (VTU): Wenn Sie die Zeit zurückdrehen könnten, was würden Sie Ihrem 25-jährigen Ich raten?

N.B.: Der zweitdringlichste Rat wäre: genauer hinschauen, wenn jemand anderer seine Aufgaben auf mich wälzen will. An dritter Stelle käme: Nicht jeden Menschen unbedingt ernst nehmen, etwas stärkere Abwehr gegenüber notorischen Nörgler/-innen aufbauen. Denn meistens sind das Menschen, die zu faul sind, um eigene Lebensprogramme zu entwickeln und sie dann mit langsamen Schritten, aber beharrlich zu verwirklichen. Den dringendsten Rat will ich hier lieber verschweigen.

Institut für Germanistik und Niederlandistik (VTU): Literatur lässt sich bekanntlich nicht verzwecken. Was kann man damit anfangen? Wie schätzen Sie die Rolle des Literaturunterrichts im digitalen Zeitalter ein?

N.B.: Leider würde ich da widersprechen. In den letzten Jahrzehnten ist eine sehr intensive literarische Produktion im Angebot. Ein nicht unerheblicher Teil davon hinterlässt allerdings den Eindruck, schon praktische Zwecke zu bedienen. Und ich visiere nicht in erster Linie die politisch motivierte Literatur (gegen die „Tendenzdichtung“ hat schon Heine gewitzelt), sondern die bedachte Schreibearbeit auf einen Wettbewerb und den Preis hin, auf ein Stipendium oder einen Limit an dichterischer Produktion, um in irgend eine Datenbank aufgenommen zu werden. Das ist keine „interessefreie Kunst“ im Schillerschen Sinne mehr.

Zum nächsten Stichpunkt – Literaturunterricht, wieder ein Staccato-Thema, weil es mir sehr am Herzen liegt:

• Literatur ist im Fremdsprachenunterricht sehr gut für die Vermittlung von Sprachgefühl und adäquatem Umgang mit den stilistischen Registern. (Eine Politiker-Unart ist meiner Meinung nach zum Beispiel, die Wähler/-inn als „Leute“ und nicht als „Menschen“ zu bezeichnen);

• Wo die jetzt jüngeren Generationen fast kein Bewusstsein für geschichtliche Prozesse und Chronologien haben, kann Literatur zur Kenntnisnahme mehrerer kulturgeschichtlicher Prozesse und Phänomene anregen;

• Nicht selten wurde Literatur als eine Art Lebenshilfe angesprochen – gerade jüngeren Menschen gegenüber kann sie Einsichten in zwischenmenschliche Beziehun-

gen vermitteln und so am Aufbauen eines Wissenshorizonts mithelfen, der dann in den eigenen Erlebnissen als eine Art Verhaltensrahmen fungieren und sich anpassen lassen kann;

- Literatur ist eine Quelle von intra- und interkultureller Kompetenz, die zur Basis eines später reifenden Weltbilds gehört;
- Kunsterlebnisse (auch die Lektüre von Belletristik) schaffen Gemeinsamkeit und können Generationen prägen;
- Das Erforschen von Literaturgeschichte und -rezeption ist recht aufschlussreich für Mentalitätsgeschichte(n), was die soziologische Kompetenz von Individuen und Kollektiven unterstützt und gegen ihre Manipulierbarkeit wirksam ist.

Institut für Germanistik und Niederlandistik (VTU): Sie gehören zu den Gründer/-innen des Bulgarischen Germanistenverbandes und leiten diesen schon seit vielen Jahren. Wagen Sie eine Prognose über die Zukunft der Germanistik in Bulgarien?

N.B.: Was wir als Germanistik kennen und lieben gelernt haben, ist unwiederbringlich verloren gegangen. Dafür ist zum Teil die Germanistik selbst schuld, denn sie hat sich viel zu oft in viel zu entlegene Destinationen verirrt und die realen Weltbilder und Bedürfnisse ihrer Kundschaft sehr entfernt. Oder aber – sie ist, um dem Massenpublikum entgegenzukommen, so phantasielos, unartistisch, schlicht: banal und langweilig, dass man lieber sein Augenlicht schonen würde, als dicke Wälzer über nichts zu lesen und dann auch noch zu besprechen. Natürlich ist das eine „kleine“ Ursache. Und die eigentliche ist, dass uns das Zeitalter der Informationsgesellschaft die Wahrnehmung von konzentrierter Ware aufgezwungen hat. Lakonisch, pragmatisch einzusetzen, polyfunktional und möglichst nicht sehr zeitaufwändig soll das Lese-„produkt“ sein. Das ist die Belletristik im eigentlichen Sinne und *per definitionem* eben nicht. Als Grammatik- und Lexik-Unterricht kann sich die Germanistik auch nicht lange halten – dazu sind die Fremdsprachengymnasien da, und sie funktionieren so gut, dass sie bessere Ergebnisse (auch weil sie interessiertere Lerner/-innen) haben als die germanistischen Institute an den Universitäten. (Der Webseite des Gymnasiums in Lovech ist zu entnehmen, dass dieses Jahr unter Beteiligung von 98% der Deutsch lernenden Schüler/-innen an der mündlichen Prüfung für das Sprach-Zertifikat DSD II das C1-Niveau von 60 und das B2-Niveau von 11 Teilnehmern bestritten wurde.) Die Universität wird sich einfallen müssen, mit welchem besonderen Angebot sie auftrumpfen kann, um nicht jedermann von der Straße, sondern gut motivierte Lerner/-innen heranzuziehen.

Da wünsche ich mir:

- Keine „Micky-Maus-Kurse“ bieten (so kritisierte ein Kollege aus Australien die DaF-Praktiken von deutschen Kolleg/-innen, die mit ihrem Angebot gut vorbereitete Gaststudierende unterfordern), denn selbst die sprachlich nicht guten Studierenden sind intelligent genug, um als nicht mehr Teenager mit anspruchsvollerer Thematik beschäftigt zu werden;

- Keinen abgeschriebenen Methodik-Handbüchern folgen, sondern mit Teilhabe an der Gruppendynamik und Kenntnis der individuellen Profile der jungen Menschen, die man vor sich sitzen hat, ein Unterrichtsprogramm nach eigener Manier und gebastelt nach dem Gruppenbild anbieten;

- Großen Wert auf die ästhetischen und ethischen Momente legen – sie können sehr interessant, bewegend und prägend sein;

- Die germanistischen Stoffe als Basis und/oder Rahmen einsetzen für einen fachlich unterschiedlichen Aufbau, wie sich das an unserer Fakultät in der Kombination der Fremdsprache(n) mit IT bzw. Tourismus oder Translatologie durchzusetzen beginnt;

- Eine sehr gut überlegte und nachdrücklich vollzogene Verbindung der Fachrichtung mit den potentiellen Arbeitgeber/-innen, die auch zu Drittmittelfinanzierung beizutragen hätten.

Das sind keineswegs umwerfende Neuigkeiten, aber sie werden momentan eher *pro forma* ausgeübt, nicht in ihrer vollen Spannweite wahrgenommen. Zu all dem gehört allerdings außer Raffinesse auch Gewissenhaftigkeit und Lust am Experiment. Dozent/-innen, die aus ausgeliehenen Fertigteilen das eigene Profil erstellen wollen, können sich nicht lange halten. Die wichtigste Voraussetzung für die Vermittlung germanistischer Kompetenzen ist selbstverständlich das Interesse der Lernenden an den Kulturrealien, die im deutschsprachigen Raum fungieren und die mentale Spezifik der Menschen dort mitbegründen.

Der Andrang der Studienbewerber/-innen auf die germanistischen Studiengänge, wie wir ihn aus den 1980er und 1990er Jahren kennen, wird sich nicht wiederholen. Die Germanistik wird sich von aktuellen theoretischen Ansätzen nähren (müssen), um den informativen Wert des didaktischen Angebots zu erhöhen. Was den Dozent/-innen auferlegt, Leseratten zu bleiben und Ausschau zu halten nach allen Seiten, um mit wacher Aufmerksamkeit nach wertvoller Information jeglicher Art aufzunehmen. Es wird eine Zeit der langwierigen Akkumulation von akademischem Personal sein, die aber zur Erhöhung der Konkurrenzfähigkeit nötig ist. Dies ist aus meiner Sicht die einzige Laufbahn, die den philologischen Fachrichtungen das Überleben und ein zufriedenstellendes Weiterleben gewähren kann. Mir ist bewusst, dass der Teufelskreis von der schwachen Konjunktur auf dem Arbeitsmarkt über die Lernenden, die mit Nachholbedarf betreffend ihrer gymnasialen Ausbildung und die dadurch frustrierten Hochschuldozent/-innen leicht sich schließen kann. Und dann kann man gleich auch die Fakultät schließen.

Aber die Schließung bzw. die Profanisierung der so genannten Geisteswissenschaften und -fächer (was in der Selbstreflexion der Branche schon seit Beginn des 20. Jahrhunderts unter dem Stichpunkt „Entgeisterung“ kritisiert wird) führt es mit sich, dass mit schwindendem Enthusiasmus die Anfälligkeit der Subjekte gegenüber Manipulationen jeder Art wächst. Die IT- und KI-Debatten sind noch ein Vorzeichen dessen, was kommen könnte, wenn sich Menschen in ihrer philosophischen, geschichtlichen und artistischen Kompetenz beschneiden.

Im Vertrauen darauf, dass die materielle Welt keine Nischen duldet, erwarte ich in wenigen Jahren einen erneuten Aufschwung der Wissenschaften und akademischen Studiengänge mit soziologischem, philologischem und historischem Fundament – als eine tatsächlich (und nicht bloß in nachgeplapperten Schlagzeilen) interdisziplinären Methodologie und von gut gebildetem, ziel- und selbstbewusstem akademischem Personal getragen. Aber ihre Anziehungskraft wird nicht in der massenhaften Bewerberzahl liegen, sondern in der exquisiten Leistungsfähigkeit auf beiden Seiten – der Dozent/-innen und der Lerner/-innen als künftiger Profis.